

Romy Straßenburg

ADIEU, LIBERTÉ

WIE MEIN
FRANKREICH
VERSCHWAND

gemacht« lautstark protestierte. Als Kind sind derartige Unterstellungen schmerzhaft. Das konnte den Elan der mütterlichen Gitarre nicht bremsen. »As tears go by«. Das ist der Sound, rund 30 Jahre später, für die Fahrt vom Festland auf eine Insel, vierzig Meter unter dem Meeresspiegel.

Zwischen den beiden Hauptstädten liegt die französische Küstenstadt Calais. Besser gesagt die »Festungsstadt«. Ein Hochsicherheitstrakt, der zum Symbol der sogenannten europäischen Flüchtlingskrise geworden ist, zu Deutsch: das Scheitern einer gemeinsamen Flüchtlingspolitik! Großbritannien darf seine Grenze auf französischer Seite schützen, was den unschuldigen Namen »vorgezogene Grenzkontrollen« trägt. Die Briten halten sich lästige Asylverfahren vom Leib und haben in den letzten Jahren Abertausende Einreisewillige bereits auf französischem Staatsgebiet an der Flucht nach Großbritannien gehindert. Dafür werden Millionenbeträge in die Errichtung neuer Stacheldrahtzäune und Betonmauern gesteckt. Noch heute überkommt mich ein mulmiges Gefühl bei dem Gedanken an Calais. Ich bin Dutzende Male durch den sogenannten »Dschungel« gelaufen, wenn wieder Menschen draufgegangen waren bei dem Versuch, durch den Eurotunnel ins gelobte England zu fliehen. Oder weil die Flüchtlinge den Aufstand probten und versuchten Lkws zu kapern oder bei der Räumung des Lagers Feuer legten.

Vom Eurostar aus kann man einen Zaunabschnitt sehen. In einer kalten Winternacht stand ich für eine Reportage auf der anderen Seite, hinter dem Zaun. Mit einer Gruppe eritreischer Flüchtlinge, deren einziges Ziel es war, in die Zone zu gelangen, in der die Waggons beladen werden. Plötzlich tauchte ein Schleuser auf und schnitt innerhalb weniger Sekunden mit einer großen Zange ein Loch in den Zaun. Einem Dutzend Menschen gelang es, hindurchzuschlüpfen, dann rückte die Polizei an. Jene, die es auf die andere Seite geschafft hatten, harrten bis in die Morgenstunden in der Verladezone aus. Versteckt auf Bäumen oder ausgemusterten Zugteilen. Meistens griff die Polizei sie auf, wenn sich die ersten Züge in Bewegung setzten und die Patrouillen verschärft wurden.

Am nächsten Tag trafen wir unsere Männer in der riesigen Zeltstadt, dem »Dschungel«, wieder. Einer von ihnen hatte sich beim Sprung von einem Baum das Bein gebrochen. Er hockte in sich gekehrt in der Ecke eines Zeltes. Im Lagerkrankenhaus von »Ärzte ohne Grenzen« wurde ihm ein Gips verpasst. Schmerzmittel gab es nicht. Den nächsten Fluchtversuch würde er erst in ein paar Wochen unternehmen können, wenn

das Bein belastbar war. Die anderen wollten schon am Abend wieder ihr Glück versuchen. Tagsüber schliefen sie in ihren Zelten und Hütten. Es gab kleine Einkaufsläden in Holzbaracken, eine Schule, provisorisch errichtete Kirchen und Moscheen im Lager. Ich begegnete einem jungen Pärchen aus dem Senegal. Es hatte sich in einer abgelegenen Ecke des Dschungels eingerichtet und war einverstanden, für eine Reportage seine Geschichte zu erzählen. Am Ende schenkte mir die Frau, fast noch ein Mädchen, ein Armband, geflochten aus diesen winzigen bunten Plastegummis. So wie das Pärchen versuchten die Flüchtlinge alles, um sich etwas Lebensfreude und Menschenwürde zu bewahren. Frankreich tat nichts, um ihnen dabei zu helfen. Die Wasserhähne waren knapp über dem Boden installiert. Zum Waschen oder Zähneputzen hockten sich die Dschungel-Bewohner davor. Die Wege verwandelten sich bei Regen in tiefe Schlammrinnen. Wer ein Fahrrad ergattert hatte, konnte sich schneller in dem Wirrwarr aus Busch und Sand bewegen. Kamerateams und Fotografen waren vor allem hinter Frauen und kleinen Kindern her, auch wenn es nur wenige gab. Kinder in Not erregen mehr Mitleid als Erwachsene. Noch seltener waren Alte zu sehen. Dafür überall Menschenschlangen, vor den Duschen, vor der Essensausgabe, vor Lastwagen, von denen Kleiderspenden verteilt wurden. Beliebt waren Matratzen und Schlafsäcke, feste Schuhe und warme Jacken. Bewohner von Calais verteilten Essen oder installierten WLAN-Points im Lager, damit die Bewohner mit ihren Familien in Kontakt bleiben konnten. Die Regierungen auf beiden Seiten des Ärmelkanals hielten still. Sie befürchteten, bei guter Versorgung und Hilfe im Asylverfahren spräche sich das unter den Flüchtlingen herum und Calais würde noch stärker zu einem Anziehungspunkt. Bis zu 9000 Menschen hausten zeitweise in den Büschen. Die Logik war bestechend einfach: Je schlechter es den Menschen ging, je schwieriger es war, nach England zu gelangen, desto schneller wäre man das Problem los. 9000 Probleme sind eine Menge.

Bei der Räumung im Oktober 2016 sah ich die verbrannten Reste von Behausungen, eine verdreckte Frankreichfahne lag im Matsch. Hunderte Menschen mit Rucksäcken oder Plastiktüten in der Hand, in die all ihr Besitz passte, stiegen in Reisebusse, die sie ins Landesinnere von Frankreich bringen sollten. Weit weg von ihrem Hoffnungsort Calais, von wo aus England nur vierzig Kilometer entfernt lag. Viele sind nach einigen Wochen einfach wieder zurückgekehrt und versuchten ihr Glück erneut in Calais oder anderen Städten an der Küste des Ärmelkanals. Calais macht weiter Schlagzeilen. Anfang 2018 kam es zu gewalttätigen Auseinandersetzungen unter den Flüchtlingen. Die britische

Regierung versprach, weitere fünfzig Millionen Euro an Frankreich für den Grenzschutz zu zahlen. Macron tauchte mit Fernsehkameras im Gepäck auf und suchte das Gespräch. Der Banker und die Flüchtlinge. Klingt nach Truffaut oder Claude Sautet, nur nicht auf der Kinoleinwand, sondern in echt.

Manchmal sieht der Reisende vom Eurostar aus einen Schatten in der Ferne vorbeihuschen. Die meisten von ihnen achten nicht darauf. Eine Lautsprecherstimme kündigt an, dass der Zug in Kürze in den Tunnel einfahren wird. Es dauert knapp zwanzig Minuten. Eine Strecke, für die Menschen bereit sind, ihr Leben zu riskieren. Vor ein paar Wochen hat Camille die britische Staatsbürgerschaft angenommen, weil am Morgen nach dem Brexit-Votum unter Ausländern im Vereinigten Königreich Panik ausbrach. »Wenn die das durchziehen, ist mir lieber, ich bin abgesichert.« Philipp schaut sich nach Jobs auf dem europäischen Festland um. Auch ohne Euro war Großbritannien für mich eine gefühlte Heimat, einfach weil es unumstößlich zu Europa gehörte. Jetzt verlassen sie also das vermeintliche Schiff. Verstehen wir Übriggebliebenen nicht, dass die EU im Sinken begriffen ist? Geschlossene Außengrenzen, der nächste Krisengipfel, ein Flüchtlingsabkommen mit der Türkei, ein Handelskrieg mit Amerika. Wir schauen ohnmächtig zu. Nur noch wenig erinnert an den Traum, der Camille und mich zusammengeführt hat. Was ist aus dem Europa geworden, dem ich Camilles Freundschaft verdanke?

Mitte Juli 2005

Es war ein unfassbar genialer Sommer. Wir saßen bis spätnachts draußen und es war immer noch glühend heiß. Wir hofften jede Nacht auf ein Gewitter, das nicht kam. Wir badeten in dem kleinen Flösschen am Rande des Klosterstädtchens Cluny. Ein Haufen junger, gut ausgebildeter Europäer, 58 Teilnehmer aus 23 EU-Ländern. Die Sommeruniversität, für die wir aus allen Teilen des alten Kontinents angereist waren, trug den vielversprechenden Titel »Zusammenleben in Europa, Wahrnehmung der Bürger«.

Wir hockten in der Kühle der umfunktionierten Klostergemäuer, schliefen in Doppelstockbetten, hörten uns Vorträge an, arbeiteten an Strategiepapieren und übten in Rollenspielen, worauf es bei internationalen Verhandlungen ankommt. Wer bei der Richtlinie zum Kakao-Gehalt in Schokolade Belgien oder die Schweiz vertreten musste,

hatte die Arschkarte gezogen, aber selbst das gefiel uns. Wir waren auf verrückte Weise zuversichtlich, aufgeweckte Anfang-Zwanzigjährige, und wir glaubten, dass die Grenzen um uns herum nach und nach verschwinden würden. Wir diskutierten über unsere Identität und über die Gemeinsamkeiten, die uns viel zahlreicher erschienen als die Unterschiede. Im Spaß und im Suff knallten wir uns Klischees an den Kopf und brachten uns verruchte Redewendungen in unseren Muttersprachen bei. Wir kokettierte mit Vorurteilen über die anderen Nationen, aber selbst die fiesesten Polenwitze übers Klauen oder die pädophilen Belgier konnten unserer guten Laune nichts anhaben.

Wir feierten mit den Bewohnern des Städtchens den traditionellen Ball am 14. Juli, Frankreichs Nationalfeiertag, bei dem am Ende ein Feuerwerk entzündet wurde wie im Rest des Landes. Wir tanzten zu Chansons mit Jungen und Alten. Letztere eine Generation, die ohne die Vorzüge Europas aufwuchs, die im Gegenteil noch die dunkelsten Stunden des Kontinents und die perversen Auswüchse von Nationalismus miterleben musste. Unser Europa sah anders aus. Weltoffen, bunt und in seiner Freizügigkeit geradezu formidabel.

Dabei lief es mit der EU von außen betrachtet gerade mal wieder weit weniger vielversprechend als in den Workshops und Vorträgen. Im Mai hatten die Franzosen bei dem Referendum über eine europäische Verfassung »Nein« gesagt. Egal, auf Frankreichs Präsidenten Jacques Chirac setzten wir eh keine Hoffnungen mehr. Wir schrieben euphorische Pamphlete über den europäischen Traum: »Lasst uns kämpfen«, hieß es darin. »Wir müssen alle Kräfte aufbringen, damit unser Traum nicht vergeht. Wir müssen Rückschläge in Siege verwandeln. Mit Stolz gegen die Windmühlen der Vergangenheit angehen, denn was gibt es sonst heute noch, für das es sich lohnt, zu kämpfen?«

Wir liefen wie besoffen durch die Stadt. Vom Wein und von dieser Hoffnung. Bald würden auf dem Kontinent alle so begeistert mitmachen. *For sure!* Einer der Gastredner war Michel Rocard. Französischer Sozialist, ein Urgestein der französischen Politik, ehemaliger Premierminister und Europaabgeordneter. Er versprach uns, man werde durch die diplomatische Hintertür versuchen, die wichtigsten Punkte des Verfassungsvertrages zu retten. Fürsprecher für solch eine Light-Variante europäischer Zusammenarbeit gäbe es zur Genüge. Wir spendeten lange Applaus. Rocard redete vom Ex-Außenminister Michel Barnier. Der musste nach Scheitern des Referendums seinen Posten räumen als das Bauernopfer für die Europaskepsis der Franzosen. Camille erklärte mir das Ganze am Abend, während wir unsere gebräunten Füße im Bach

abkühlten. »Wir brauchen jetzt einen Vertrag, in dem möglichst viel von dem drinsteht, was ursprünglich in einer Verfassung auftauchen sollte.«

Wir teilten uns ein Doppelstockbett. Mir kam es vor, als würden wir uns schon ewig kennen. Vielleicht lag es daran, dass Camille schon damals mit einem Deutschen zusammen gewesen war und wir vorzüglich über die Unterschiede französischer und deutscher Männer lästern konnten, wenn nicht gerade ein Vortrag oder ein Workshop auf dem Programm stand. Sie erzählte mir von ihren Karriereplänen, in ihrer typischen Camille-Art. Geradlinig, ambitioniert, klarsichtig, aber keinesfalls arrogant oder elitär. Am vierten Tag kam einer der Programmleiter auf mich zu. »Der tschechische Botschafter plant ein inoffizielles Abendessen in Paris. Der will ein paar von uns mit an den Tisch holen. Hast du Lust? Michel Barnier ist auch dabei.« Ich erzählte Camille von dem Vorschlag, die sofort ein ernstes Gesicht auflegte. »*Non, mais sérieux?* Das ist eine super Gelegenheit. Du weißt nicht, was das für später bringen kann. Denk an die Jobsuche. Du musst networken. Das machst du in dem winzigen Moment zwischen Käse, Dessert und *café*. Dann haust du ein paar kluge Dinge über Europa raus und schließt gleich mit deinen beruflichen Ambitionen an. Du überreichst noch eine Visitenkarte – hast du eine?!«

»Nein, im Studium brauch ich so was nicht.«

»Oh, là, là, natürlich brauchst du das, Mademoiselle!«

Ich versprach, mein Bestes zu geben.

Camille war vor der Abreise nervöser als ich. »*Tes chaussures sont fatiguées!* Deine Schuhe sind müde!«. Aus dem Mund einer echten Pariserin klang das verdammt bedrohlich! Sie zeigte auf meine blassroten Ledersandalen. »Der Rest ist vertretbar«, versicherte sie.

In zweieinhalb Stunden rauschte der TGV nach Paris. Das Botschaftsgebäude, zu dem unsere kleine Gruppe mit dem Taxi fuhr, lag nur ein paar Schritte vom Eiffelturm entfernt. Die eingeladenen Herren trugen Anzug und waren – wenig überraschend – in der Überzahl. Ich gab allen Geladenen brav die Hand. Wir nahmen den Aperitif in der großzügigen Eingangshalle. Bei einem Händedruck über das Couchtischchen stieß ich ein Glas um, das klirrend auf dem Boden zersprang. Von irgendeinem Fauxpas war ich sowieso ausgegangen, insofern hatte ich es wenigstens hinter mir. Ich versuchte auszublenden, wie viel so ein Kristallglas kosten musste, in dem die Bläschen des Kir Royals aufstiegen. Aus der Nummer kam ich jetzt sowieso nicht mehr raus, also